

ten, um ihre Dominanz über andere Nationalitäten zu legitimieren. Unter anderem an diesem Punkt setzt die Kritik von Elena Mannová an, die davor warnt, primär soziale Ungleichheit, die erst im Laufe der Zeit auf verschiedene Weise ethnisch oder sogar rassistisch kodiert wurde, unter dem Label des Postkolonialismus zu subsumieren. Sie stellt zudem fest, daß sich die Slowaken selbst in der Phase der ärgsten Magyarisierung niemals als Opfer einer Kolonisation empfanden. Slogans gegen vermeintliche Kolonisatoren kamen erst in der Zwischenkriegszeit gegenüber den Tschechen auf und wurden meist von rechtradikalen Gruppen gebraucht.

Es gehört zu den Stärken des Bandes, daß die Hrsg. diese und andere kritische Stimmen zu postkolonialen Ansätzen aufgenommen haben. Es ist zu hoffen, daß dieses Buch und generell die Arbeit der verantwortlichen Kommission an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in der deutschen Ostmitteleuropa-Forschung und der Osteuropäischen Geschichte vermehrte Aufmerksamkeit finden werden. Das Paradigma des Postkolonialismus könnte insbesondere der Forschung über die deutsch-polnischen und die polnisch-ukrainischen Beziehungen neue Impulse verleihen.

Frankfurt/Oder

Philipp Ther

Rüdiger Ritter: Wem gehört Musik? Warschau und Wilna im Widerstreit nationaler und städtischer Musikkulturen vor 1939. (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Europa, Bd. 19.) Franz Steiner Verlag. Stuttgart 2004. 226 S., s/w Abb. (€ 36,-)

Nationale Musik im 20. Jahrhundert. Kompositorische und soziokulturelle Aspekte der Musikgeschichte zwischen Ost- und Westeuropa. Konferenzbericht Leipzig 2002. Hrsg. von Helmut Loos und Stefan Keym. Gudrun Schröder Verlag. Leipzig 2004. VIII, 572 S. (€ 50,-)

Die reiche Musikkultur Ostmitteleuropas erfährt in den letzten Jahren zunehmende Aufmerksamkeit. Erfreulicherweise werden davon auch zunehmend die Nachbardisziplinen der Musikwissenschaft, insbesondere die Geschichte, erfaßt. Ein Schwerpunkt der Forschung hat sich in Leipzig herausgebildet, zum einen an der Universität bzw. dem musikwissenschaftlichen Lehrstuhl von Helmut Loos, zum anderen, wenn auch an ein zeitlich begrenztes Projekt gebunden, am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO).

Die hier zu besprechenden Bücher sind in diesem Leipziger Kontext entstanden und befassen sich mit einem der zentralen Themenkomplexe der Musik- und Kulturgeschichte des mittleren und östlichen Europa, dem Zusammenhang zwischen Musik und Nation. Beide Publikationen analysieren eingehend, wie die Nationalbewegungen der Region versuchten, Musik national zu vereinnahmen. Diesen Prozeß kann man auf zwei Ebenen nachvollziehen, zum einen auf einer institutionellen, indem Musikinstitutionen mit einer nationalistischen Zielsetzung gegründet oder bereits bestehende Opernhäuser, Konzertsäle, Konservatorien und andere Ausbildungseinrichtungen entsprechenden Aufgaben untergeordnet wurden. Zum anderen gab es den Versuch, Komponisten, Schulen und einzelne Werke national zu codieren. Auf diesem Wege wurde beispielsweise „Halka“ zur polnischen Nationaloper, Moniuszko zum Vater der polnischen Oper (obwohl dieser Ehrentitel eher dem gebürtigen Schlesier Josef Elsner gebühren würde), und sämtliche größere Bühnen Polens sahen sich im 19. Jh. als Refugium und Sprachrohr der Nation. Beide Bücher zeigen eindrucksvoll, daß es sich bei der Nationalisierung von Musik um einen universellen Prozeß handelt, der nicht nur Polen, sondern alle Länder und Nationen Ostmitteleuropas unter Einschluß Deutschlands erfaßte. Das Thema bietet sich somit für einen Vergleich sehr gut an, der in Rüdiger Ritters Monographie systematisch betrieben wird und sich in dem von Helmut Loos und Stefan Keym hrsg. Sammelband aus der Fülle der Fallstudien ergibt.

Während die Musikwissenschaft bis 1989 in Deutschland und Ostmitteleuropa meist affirmativ auf die jeweilige nationale Tradition zurückblickte und somit ex post das Paradigma des 19. Jh.s bestätigte, ist inzwischen der Dekonstruktivismus ein universeller Trend geworden. Die Dekonstruktion von Nationalstilen in der Musik eröffnet die Möglichkeit zu einer Differenzierung zwischen verschiedenen Strömungen, Schulen und Komponisten in den jeweiligen Ländern, zwischen Folklorismus und musikalischem Nationalismus, den diversen Einflüssen der musikalischen Moderne und der neuen Musik. Man kann nur hoffen, daß dieses facettenreiche Bild ostmitteleuropäischer Musik in den beiden besprochenen Büchern die Außenwahrnehmung in Westeuropa verändern wird. In Deutschland wird z.B. tschechische, polnische, ungarische und russische Musik häufig als spezifisch nationale Musik wahrgenommen, was jedoch den Blick auf deren ästhetische Diversität verstellt und auf einer unhaltbaren Gegenüberstellung zwischen einer vermeintlich universellen Qualität der deutschen gegenüber einer spezifisch nationalen Ausrichtung der ostmittel- und osteuropäischen Musik beruht.

Rüdiger Ritter betont in seinem Buch die Bedeutung des städtischen Kontexts für die Konzertmusik und die Oper des 19. und frühen 20. Jh.s. Er beginnt seinen Vergleich über die Musikkultur von Warschau und Wilna daher programmatisch mit einem Kapitel über „Stadtmusik“ und die musikalisch interessierte Öffentlichkeit der beiden Städte. R. bietet einen detaillierten Überblick über Musikinstitutionen von den Salons bis zu den Konservatorien und unterstreicht deren Bedeutung für die städtische Identitätsbildung.

Der Vergleich ergibt für Warschau, daß dort die Nationalisierung des Musiklebens sehr weit voranschritt, und zwar sowohl was die Ebene der Institutionen als auch die Musikkultur selbst betrifft. Es gelang der polnischen Mehrheitsgesellschaft trotz der russischen Herrschaft, die kulturellen Einrichtungen in der Stadt für ihre nationalen Zwecke einzuspannen. Allerdings besaßen die Musikinstitutionen meist einen elitären Zuschnitt und nur ein kleines Publikum, was eine größere gesellschaftliche Breitenwirkung oder Popularisierung der Oper und der Konzertmusik verhinderte. Für Wilna weist der Vf. überzeugend nach, daß es dort trotz der starken Position der polnischsprachigen Bevölkerung keiner Gruppe gelungen ist, das Musik- oder Kulturleben für sich zu monopolisieren. Daher existierten nicht nur polnische und jüdische, sondern auch russische, weißrussische und litauische Musikinstitutionen. Wie R. zeigt, nutzten die verschiedenen, national fundierten Musikvereine, Orchester etc. aber häufig die gleichen Aufführungsorte. Während der Vf. in beiden Fallstudien instruktiv zwischen verschiedenen ethnonationalen Teilgesellschaften unterscheidet, differenziert er leider kaum zwischen verschiedenen sozialen Gruppen wie dem Adel, dem Bürgertum oder den Unterschichten. Vor allem die umfangreichen Arbeiten von Michael G. Müller über den Adel und Adeligkeit in Ostmitteleuropa wären hier instruktiv gewesen und hätten das Buch gerade in seinem Kernbereich der Gesellschaftsgeschichte bereichert.

Der Sammelband von Loos und Keym erweitert den Kenntnisstand über das mittlere und östliche Europa vor allem in bezug auf bestimmte Schulen, Komponisten und Werke. Dabei stechen die Parallelen zwischen der (versuchten) Nationalisierung von Musik in Deutschland und Ostmitteleuropa ins Auge, was die gängige strukturgeschichtliche Definition dieser Region indirekt in Frage stellt. Allerdings wurde der Band leider nicht komparativ konzipiert und wird auch nicht entsprechend eingeleitet, so daß hier ein Teil seines analytischen Potentials verschenkt worden ist. Von besonderem Interesse wären die kulturellen Beziehungen zwischen den verschiedenen Ländern der Region und die Frage, ob die nationale Vereinnahmung von Musik und die anschließende Gegenbewegung in der musikalischen Moderne nach einem bestimmten Muster verliefen. Viele Beiträge, insbesondere der instruktive Text von Stefan Keym über Polen, deuten darauf hin, daß die konstruierten Nationalstile auf zahlreichen Gemeinsamkeiten und einer vorherigen gegenseitigen Beeinflussung beruhen. Zur Analyse dieser Phänomene wäre neben dem Vergleich insbesondere der Ansatz der Transfergeschichte zu empfehlen. Dies gilt auch für die von Helmut Loos herausgegebene Publikationsreihe „Musikgeschichte in Mittel- und

Osteuropa“, die umfangreiche empirische Ergebnisse hervorgebracht hat, die aber noch einer weitergehenden theoretischen Fundierung und Einordnung bedürfen. Auch hierfür bietet sich die Zusammenarbeit zwischen Musikwissenschaftlern und Historikern an, für die Leipzig ungewöhnlich gute Voraussetzungen bietet. Im Falle von Ritter darf man auf dessen demnächst erscheinende und interdisziplinäre Biographie über Stanisław Moniuszko gespannt sein.

Frankfurt/Oder

Philipp Ther

* Diese Rezension erschien auch in: sehepunkte (www.sehepunkte.de).

Eric D. Weitz: A Century of Genocide. Utopias of Race and Nation. Princeton University Press. Princeton – Oxford 2003. 360 S.

Völkermorde kennt die Geschichte seit biblischen Zeiten, doch erst das vergangene Jahrhundert hat sie zum grausamen Signum eines ganzen Zeitalters werden lassen. Warum brachte ausgerechnet das 20. Jh., das doch eine Epoche atemberaubender Zivilisationsfortschritte auf so vielen Gebieten war, eine so schrecklich gesteigerte, zuvor unvorstellbare Dimension und Systematik bei der Vernichtung ganzer Völker mit sich? Daß der Holocaust in diesem Zusammenhang einen einzigartigen Tiefpunkt menschlichen Verhaltens und deutschen Versagens dargestellt hat, ist ebenso unstrittig wie die Tatsache, daß es – beginnend mit dem Genozid an den Armeniern im Ersten Weltkrieg – weitere, andere Formen des organisierten und systematischen Völkermordes gegeben hat. Die Frage, ob und wie man diese mit dem Holocaust vergleichen kann, ob ein solcher Vergleich die Dimensionen der Shoah ungebührlich relativiert oder eher zu einem tieferen Verständnis dieses wie der anderen Massenverbrechen beiträgt, wird bekanntlich sehr kontrovers diskutiert. Wer – nicht zuletzt unter dem Eindruck jüngster Massenmorde in Ruanda oder einer auch in Europa neuerlich erwachten Politik der „ethnischen Säuberungen“ – auf diese durchaus heikle Frage eine seriöse, unaufgeregte Antwort sucht, wird mit Gewinn die Studie des amerikanischen Historikers Eric D. Weitz zur Hand nehmen.

Gegenstand seines systematischen, methodisch überzeugend fundierten Vergleichs sind die stalinistische Sowjetunion, das nationalsozialistische Deutschland, das Kambodscha der Roten Khmer und das Serbien Slobodan Milošević. Alle vier und weitere, von W. nicht näher behandelte Regime (das armenische Beispiel wird immerhin kurz im Prolog geschildert, Ruanda wiederholt erwähnt) haben im Sinne der Definition der 1948 von der UN verabschiedeten Völkermord-Konvention Völkermord begangen, indem sie absichtlich bestimmte Bevölkerungsgruppen zur Gänze oder in Teilen zu vernichten versucht haben. Was veranlaßte sie dazu? Was verband, was unterschied diese historisch jeweils singulären Genozide? Welche Strukturen und Elemente der Moderne lagen ihnen gemeinsam zugrunde, welche historisch gewachsenen Besonderheiten prägten ihre individuellen Formen und Dimensionen?

Als den entscheidenden gemeinsamen mentalen Untergrund, auf dem die analysierten – und weitere – Formen von Völkermord aufbauten, sieht W. die im Prozeß der Moderne „erfundenen“ Kategorien „Rasse“ und „Nation“. Dabei geht er keineswegs von einer unmittelbaren, direkten Verbindungslinie zwischen diesen Kategorien und dem Völkermord aus, habe es doch zahlreiche „rassistische“ und „nationalistische“ Systeme gegeben, die „lediglich“ diskriminatorisch und nicht völkermörderisch gewesen seien. Dennoch, so sehr jedem einzelnen der beschriebenen Fälle weitere, spezifische historische Faktoren zugrundegelegen hätten, die Kategorien „Rasse“ und „Nation“ seien letztlich jedes Mal die zentrale, die entscheidende Wirkungsmacht gewesen. In einer konzisen, die Erkenntnisse der modernen Forschung souverän auf den Punkt bringenden Reflexion, einer „intellectual history of Race and Nation“, vermittelt W. daher einleitend anschaulich, wie diese Kate-